

welches während des Kongresses viel problematisiert wurde, scheint beim Dreijahreskurs des Pastoralinstituts der Universität Nijmegen in Form eines gegliederten Ausbildungsmodells eine Konkretisierung gefunden zu haben, wie es einmalig im westeuropäischen Raum dasteht.*

Auch am zweiten Tag wurde die Thematik der Referate durch sieben Arbeitskreise aufgegriffen und vertieft.

Rolf Zerfaß (Würzburg) verband mit seinem Bericht über erste Ergebnisse der Arbeitsgruppen einen Durchblick durch den geplanten Sammelband „Praktische Theologie heute“. Dieses großangelegte Werk soll mehr darstellen als einen Dokumentarband des Kongresses; es soll noch umfassender (58 Mitarbeiter!) den Stand heutiger praktischer Theologie im Kontext von Theologie, Kirche und Gesellschaft zur Darstellung bringen.

Der Kongreß arbeitete konzentriert und intensiv. Er vergaß aber auch nicht ganz, daß im Hintergrund ein Jubiläum stand und daß dies in Wien gefeiert wurde. So wurde der Eröffnungsabend mit einem von Kardinal König gegebenen Empfang abgeschlossen; die Mehrzahl der Teilnehmer besuchte eine Aufführung der Staatsoper oder des Burgtheaters, und man führte beim Heurigen heitere und ernste Gespräche.

An den Kongreß schloß sich eine Exkursion nach Budapest an. Die große Gruppe besuchte zunächst das berühmte Benediktiner-Stift Pannonhalma, bevor sie den starken Eindruck der ungarischen Donaumetropole auf sich wirken ließ. In Budapest traf sie mit Professoren und Studenten der theologischen Akademie zum gemeinsamen Gottesdienst und zu brüderlichen Gesprächen zusammen, die wertvolle Informationen über Theologie, theologische Ausbildung, Priesterberuf, Kirche und Gesellschaft in Ungarn erbrachten und die für viele zu den ersten Kontakten mit den dortigen Professoren und Studenten führten.

Alles in allem ist den Verantwortlichen ein solides Unternehmen geglückt, das für Kirche und Theologie im deutschsprachigen Raum und darüber hinaus nicht ohne Früchte bleiben wird.

* Vgl. dazu J. Friebe, Die pastoraltheologische Ausbildung an der Katholischen Universität zu Nijmegen (Holland), in: *Diakonia* 3 (1972) 202–205.

Robert Hotz

Ein katholischer Patriarch setzt Grenzen

Der folgende Bericht über den melkitischen Patriarchen Maximos V. Hakim versucht darzulegen, welche Bedeutung Ortskirchen und geschichtliche Traditionen gerade auch für die Weitergestaltung der Katholizität der Kirche haben. Indem Maximos V. wie sein Vorgänger entschieden für die Eigenart und Selbständigkeit seiner Kirche eintritt, läßt er es leichter möglich erscheinen, daß die vielen getrennten Kirchen mit ihren unterschiedlichen Traditionen doch einmal zur Einheit zusammenfinden. Die Beiträge, die Maximos IV. Saygh und Maximos V. Hakim in unserer Zeitschrift zum Thema Priestertum und Zölibat veröffentlicht haben (Der Seelsorger 37, 1967, 302–306 und 39, 1969, 153–156), zeigen, was sie zur Lösung von Problemen der lateinischen Kirche tun können.

red

Die mit Rom unierten griechischen Katholiken des byzantinischen Ritus im Vorderen Orient, die sogenannten Melkiten, spielen seit einiger Zeit innerhalb der katholischen Kirche eine nicht unbedeutende Rolle, obgleich ihre Zahl relativ gering ist. Von den über 700.000 melkitischen Gläubigen leben nur 450.000 im Vorderen Orient, der Rest ist durch Emigration über die ganze Welt zerstreut worden.

Melkiten, d. h. „Königliche“, war ursprünglich ein Schimpfwort gewesen, womit auf die Treue dieser Gruppe gegenüber Byzanz und dem byzantinischen Kaiser hingewiesen wurde. Und in der Tat hat es diese Lokalkirche trotz ihrer Verbindung mit Rom und trotz ihrer Anpassung an die arabische Umwelt verstanden, ihr griechisches Kulturerbe zu bewahren.

Auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil war es vor allem die Gestalt des melkitischen Patriarchen Maximos IV. Saygh gewesen, der mit seinen Interventionen und seinem mutigen Eintreten für die Ostkirchen die Aufmerksamkeit auf die Melkiten lenkte. Ihm ist es vor allem zu verdanken, daß er den Konzilsvätern wieder einmal die alte, aber stets neu vergessene Tatsache zum Bewußt-

sein brachte, daß die katholische Kirche mehr ist als nur die lateinische Kirche.

Als der Patriarch am 5. November 1967 im Alter von 90 Jahren starb, fragte man sich mit Recht, ob wohl ein Nachfolger gefunden werden könne, der imstande sei, das Werk seines großen Vorgängers weiterzuführen. Eine Antwort scheint sich heute abzuzeichnen.

Es war bereits eine programmatische Erklärung, daß der zum neuen Patriarchen gewählte Erzbischof von Haifa, Georgios Hakim, bei seiner Thronbesteigung den Namen Maximos V. annahm. Mit seinen damals 59 Jahren war er für orientalische Verhältnisse ein „junger Patriarch“, dem jedoch wegen seiner geschickten Regierungsweise im israelischen Haifa der Ruf eines wendigen und klugen Kirchenführers voranging.

Die Orientalische Kongregation, d. h. die für die mit Rom unierten Christen zuständige vatikanische Amtsstelle, sollte sehr bald erfahren, daß der neue Patriarch Maximos V. kompromißlos den Weg seines Vorgängers weiterverfolgte, und man war daselbst hierüber keineswegs sehr beglückt. Die Konflikte ließen denn auch nicht auf sich warten.

Unbequem wie sein Vorgänger

Patriarch Maximos V. Hakim sagte unverblümt, wie wenig er von einer lateinisch inspirierten Kirchenrechtsreform für die Ostkirchen hielt. Auch die Idee eines Grundgesetzes (lex fundamentalis), einer den Westen und den Osten umfassenden Kirchenverfassung, fand bei diesem Verteidiger östlicher Rechte verständlicherweise keinen Gefallen.

Zum offenen Streit jedoch kam es über die Frage, wer für die Ernennungen der Bischöfe für die melkitischen Gemeinden im Ausland zuständig sei, die Orientalische Kongregation oder der melkitische Patriarch mit seinem Hl. Synod. Das Problem ist keineswegs neu, denn bereits Maximos IV. Saygh erklärte mit einem Seitenhieb auf die römischen Dikasterien: „Die Heilige Schrift bestätigt eine Gewalt des Primates für den hl. Petrus über die anderen Apostel und die ganze Kirche. Aber die Schrift bestätigt nirgends, daß ein Bischof in der Kirche nur durch die ‚direkte oder indirekte‘ Vermittlung des Petrus oder

seiner Nachfolger, der Bischöfe von Rom, eingesetzt werden kann. Man liest sogar ausdrücklich, daß die anderen Apostel Bischöfe einsetzten, ohne sich dabei auf Petrus zu beziehen. Desgleichen ihre Jünger, wie Titus oder Timotheus...“*

Den römischen Amtsstellen war der Kampf des Patriarchen um seine angestammten Rechte nicht bloß unverstänglich, sondern mehr noch suspekt. Und als Patriarch Maximos V. Hakim die alte Frage am konkreten Beispiel von Bischofsernennungen in den USA erneut aufrollte, ohne gegenüber der Orientalischen Kongregation nachgeben zu wollen, begann man in gewissen vatikanischen Kreisen von einem Schisma der Melkiten zu munkeln. Nachdem die beiden Parteien so auf Kollisionskurs gegangen waren, bat Papst Paul VI. den Patriarchen um einen Kompromißvorschlag für den konkreten Fall der USA. Maximos V., der stets nur mit größter Hochachtung vom Papste spricht und sich einer genauen Trennung zwischen dem Vatikan, der päpstlichen Bürokratie, und dem Papste selbst befleißigt, willigte daraufhin in einen Vergleich ein. Das Resultat war, daß die Orientalische Kongregation diese Kompromißlösung nun als Dauerlösung für künftige Ernennungen verstehen will.

Es blieb nicht allein bei dieser Schwierigkeit. Die orientalische Tradition kennt nämlich sowohl den verheirateten wie auch den zölibatären Priester, letzteren vor allem als Mönch. Nachdem die lateinischen Bischöfe bekanntlich seit einiger Zeit etwelche Schwierigkeiten mit Priestern haben, welche die Abschaffung des Zölibats befürworten, wollten sie nicht plötzlich in den melkitischen Emigrantengemeinden verheiratete katholische Priester auftauchen sehen, die augenfällig demonstrierten, daß das durchaus möglich ist, was manche lateinische Bischöfe für unmöglich erachten. Und wieder stellt sich die Frage: Hat sich die orientalische Kirche mit ihrer Tradition dem lateinischen Gebrauch zu beugen?

Kontakt nur über „Rizzis“ und „Pozzis“

Die Doktores des lateinischen Kirchenrechts in den vatikanischen Amtsstuben blenden

* Zit. nach „Die Stimme der Ostkirche“, Freiburg 1962, 232.

nur selten mit einer überragenden Kenntnis des Orients, was dem Kontakt mit den unierten Kirchen nicht gerade förderlich ist. In einem persönlichen Gespräch meinte Patriarch Maximos V. nicht ohne Humor: „Ich erfahre oft erst durch die Zeitungen, was in Rom geschieht. Die übrigen Kongregationen denken, ich würde durch die Orientalische Kongregation auf dem laufenden gehalten. Mitnichten, denn bestenfalls erhalte ich, oft noch in schlechtem Französisch abgefaßt, Schreiben von Minutanti, irgendwelchen ‚Rizzi‘ und ‚Pozzi‘, die meist nicht einmal wissen, daß Damaskus, Kairo und Beirut nicht dasselbe sind, weil sie noch nie im Orient weilten.“

Damit spielte Maximos V. auf die Tatsache an, daß er als Patriarch von Antiochien und dem ganzen Orient, von Jerusalem und Alexandrien über eine Kirche zu wachen hat, die sich über eine höchst komplizierte politische Landschaft erstreckt. Und die sich daraus ergebenden Schwierigkeiten werden im Vatikan natürlich anders gewichtet als an Ort und Stelle.

Besonders betroffen zeigte sich der Patriarch, daß der Ökumenismus im Westen vor allem den Protestanten zuneigt und dabei die Orthodoxen vergißt. „Es ist gefährlich, sich zu sehr von den Orthodoxen zu entfernen“, sagte Maximos V. und äußerte dies auch in einem Schreiben an alle Bischofskonferenzen. Nach seiner Auffassung hat die orthodoxe Tradition auch der römischen Kirche Wertvolles zu bieten. Und er versteht gerade die melkitische Kirche als eine Brücke zwischen Rom und der Orthodoxie. Um so mehr bedauert er, daß die offiziellen ökumenischen Kontakte zu den orthodoxen Kirchen heute ausschließlich über Rom abgewickelt werden.

Abgrenzung gegen Rom und gegenüber den Orthodoxen

Nach der gegenwärtigen Lage der melkitischen Kirche befragt, antwortete der Patriarch: „Sie ist gut, seitdem wir uns gegenüber den Orthodoxen und auch gegenüber Rom abgegrenzt haben.“ Die Abgrenzung gegenüber den Orthodoxen erfolgte 1971 mit einer feierlichen Erklärung, künftig auf jeden Proselytismus (den Fang von Gläubigen anderer

Konfessionen) zu verzichten. Diese Erklärung wurde rasch auf die Probe gestellt, als ein griechisch-orthodoxer Pfarrer mit seiner Gemeinde sich dem melkitischen Patriarchen unterstellen wollte, nachdem er mit seinem Patriarchen in Konflikt geraten war. Maximos V. lehnte ab und bot vielmehr seine Vermittlung an. Doch diese scheiterte. Nichtsdestoweniger blieb Maximos unerbittlich. Diese Episode hat dem melkitischen Patriarchen ein großes Ansehen bei den Orthodoxen eingetragen, denn sie hat seine Glaubwürdigkeit augenfällig bewiesen.

Die Abgrenzung gegen Rom erhöhte dieses Prestige noch, und sie hat ihm selbst im Vatikan Achtung eingetragen. Maximos V. Hakim hat unmißverständlich dargetan, wie die orientalischen Kirchen behandelt werden müssen, wenn eine Union mit Rom als Ausdruck der Pluriformität und Umfassendheit der katholischen Kirche fruchtbar werden soll. Es sind dabei durchaus nicht die alten, persönlichen Vorrechte der Patriarchen, die im Vordergrund stehen, sondern die Anerkennung einer während vieler Jahrhunderte gewachsenen Tradition, die auf Grund anderer kultureller (und politischer) Voraussetzungen verschieden von der lateinischen Überlieferung verlief.

Wo es um die Anerkennung dieser dem Orient eigenen Werte geht, kennt Patriarch Maximos V. keine Kompromisse. Und er ist überzeugt, daß er mit der orientalischen Tradition auch einen großen Wert der Gesamtkirche verteidigt. Nach seiner Ansicht haben viele das Zweite Vatikanische Konzil einfach nicht verstanden. „Die Leute, die das Konzil nicht verstehen, müssen erst sterben. Dann wird eine Generation kommen, die nach dem Sinne des Konzils leben kann“, erklärte er hoffnungsfreudig.

Und er ist auch überzeugt, daß er nicht für immer mit der Orientalischen Kongregation auf Kriegsfuß, „à couteau tiré“, wie er sich schmunzelnd ausdrückte, leben müsse, wobei er seine Hoffnung nicht zuletzt auf den Papst setzt.

Jedenfalls besticht der Patriarch durch die Bescheidenheit seines Auftretens wie durch die Anspruchslosigkeit seiner Sommerresidenz von Ain-Traz im Libanon und seine gepflegte orientalische Gastfreundschaft.